

# CHEMNITZ, INDUSTRIE- GESCHICHTE ZU ARBEITS- KLEIDUNG



Was haben ein blauer Overall, ein Nylonkittel und ein Arbeitsmantel gemeinsam? Mehr als man glaubt, denn sie waren einst Symbole harter Arbeit, Stärke und Identität. Sie stehen im Mittelpunkt eines europäischen Projekts, das Kunst, Geschichte und gesellschaftlichen Wandel verbindet. Metamorphosis of Workwear handelt nicht nur von Kleidung, sondern von Menschen, Städten und der sich wandelnden Arbeit. Von Januar bis Juni 2025 haben sich 18 Künstlerinnen und Künstler aus sechs europäischen Städten – Chemnitz (Deutschland), Gabrovo (Bulgarien), Łódź (Polen), Manchester (UK), Mulhouse (Frankreich) und Tampere (Finnland) – zusammengeschlossen, um Arbeitskleidung neu zu denken. Kleidung wurde zur Projektionsfläche für Industriegeschichten und spiegelt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Arbeit wider.

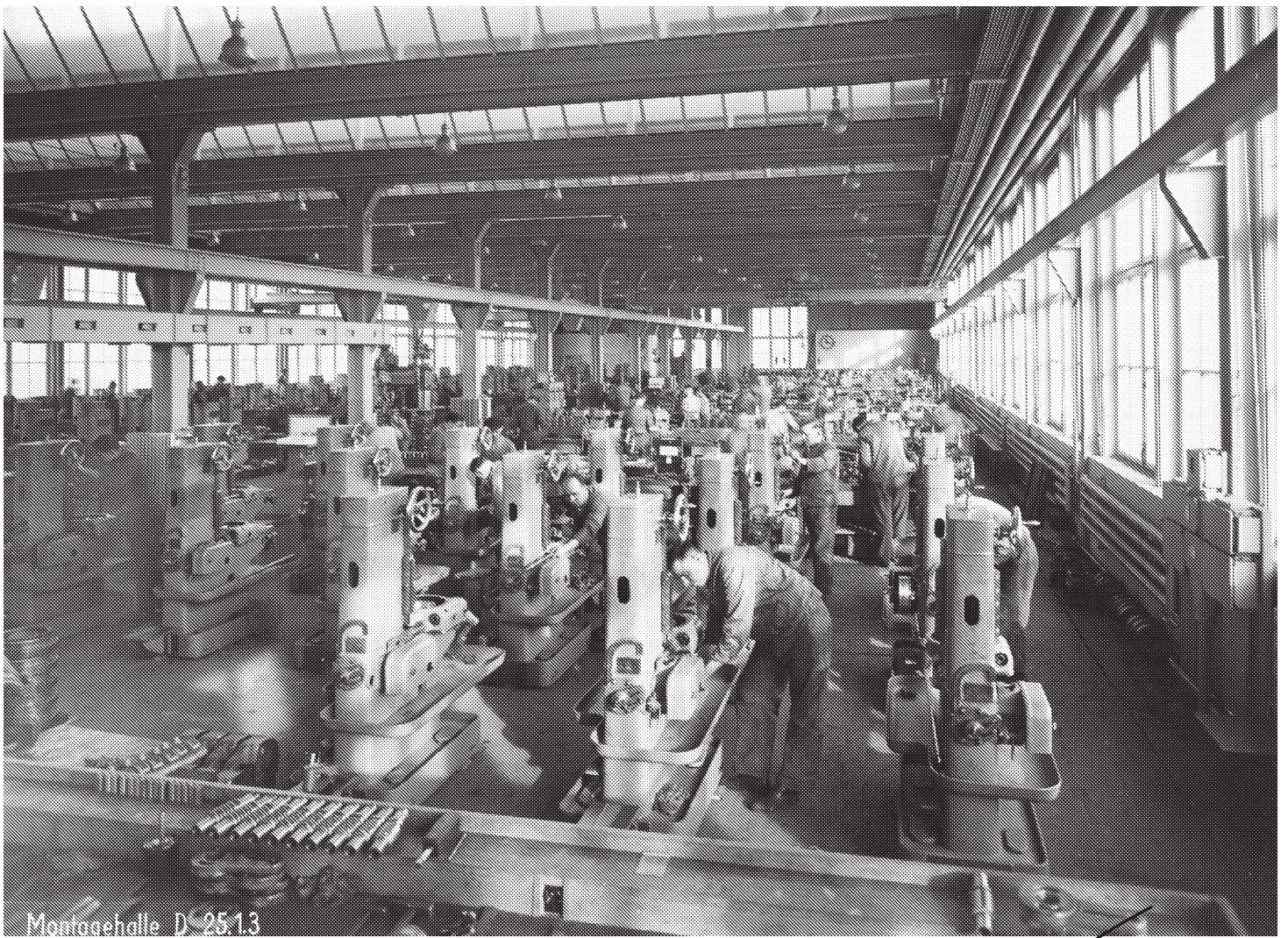
Das vom EU-Programm Creative Europe geförderte Projekt wird vom Industriemuseum Chemnitz koordiniert und ist Teil des Programms zur Kulturhauptstadt Europas Chemnitz 2025. Dabei wird eine gemeinsame industrielle Geschichte betrachtet, die mehrere Generationen in Europa geprägt hat. Diese sechs Städte, oft als »Europäische Manchester« bezeichnet, erlebten enormen industriellen Aufschwung, insbesondere in der Textilproduktion, gefolgt von tiefgreifenden Umbrüchen durch Deindustrialisierung. Heute tragen sie sowohl das Erbe als auch die Herausforderungen dieser Vergangenheit in sich.

Die Industrielle Revolution im 19. Jahrhundert brachte technologischen Fortschritt, wirtschaftliches Wachstum, aber auch harte Arbeitsbedingungen und soziale Umbrüche. Aus diesem Umfeld entwickelten sich Arbeiterbewegungen, Gewerkschaften und die späteren Wohlfahrtsstaaten.

Indem Metamorphosis of Workwear Arbeitskleidung, einst Zeichen von Identität und auch Stolz, in Kunst überführt, schlägt das Projekt eine interdisziplinäre Brücke. Es wird danach gefragt, wie sich unsere Beziehung zu Arbeit verändert hat und wohin sie sich künftig entwickeln könnte.

Die künstlerische Leitung liegt bei der Dresdner Designerin Wiete Sommer, die Mode, Kunst und Kulturwissenschaft zusammenführt und Kleidung als Medium für Verbindung, Reflexion und Ausdruck versteht. Unter ihrer Anleitung entwickelten die Künstlerinnen und Künstler in gemeinsamen Workshops und individuellen Recherchen Kleidungsstücke, die über reine Ästhetik hinaus soziale, ökologische und biografische Ebenen enthalten.

Ein zentraler Aspekt war die Partizipation der Menschen vor Ort. In Chemnitz, Łódź und Gabrovo wurden Bürgerinnen und Bürger eingeladen, ihre Erfahrungen mit Arbeit und Kleidung zu teilen. Diese mündlichen Erzählungen flossen in den künstlerischen Prozess ein und werden archiviert, um diese dauerhaft zu bewahren. Im Rahmen von Workshops für Familien, Jugendliche und Erwachsene wurde zusätzlich der Austausch gefördert und zum kreativen Umgang mit Textilien angeregt.



Arbeiter in der Montagehalle der Hermann Pfauter Maschinenfabrik in Chemnitz, um 1925; Foto: Industriemuseum Chemnitz, Fotograf unbekannt

Angesichts technischer Beschleunigung und ökologischer Herausforderungen wird im Projekt ein starker Fokus auf Nachhaltigkeit gelegt: von Recycling bis zur Auseinandersetzung mit zukunftsfähigen Materialien und Arbeitsweisen. Die Wegwerfkultur der Modeindustrie wird infrage gestellt und Haltbarkeit betont. Die Beteiligung von sechs europäischen Städten fördert außerdem den grenzüberschreitenden Austausch. Trotz lokaler Unterschiede eint die gemeinsame Entwicklung: vom industriellen Zentrum zur post-industriellen Stadt, die sich neu erfinden muss. Diese geteilte Basis bietet Raum für Kooperation, gegenseitiges Verständnis und Inspiration.

Die künstlerischen Arbeiten werden vom 23. September bis 14. November 2025 im Industriemuseum Chemnitz erstmals gezeigt, anschließend im Februar 2026 in Łódź und im Mai 2026 in Gabrovo. Metamorphosis of Workwear erinnert uns daran, dass Arbeitskleidung mehr ist als bloßer Stoff, sie ist Ausdruck von Identität und Spiegel gesellschaftlichen Wandels. Durch die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Thema werden Fragen nach Herkunft, Bedeutung und Geschichte aufgeworfen und in den Mittelpunkt gerückt.

## Das vorindustrielle Chemnitz – Textiltradition, Handelswege und der lange Schatten des Erzgebirges

Die Geschichte von Chemnitz beginnt lange vor der Zeit von Maschinenlärm, dampfenden Lokomotiven und rauchenden Schornsteinen. Der Grundstein für die spätere Industriestadt wurde im 12. Jahrhundert gelegt, als auf einem Hügel, dem heutigen Schlossberg, ein Benediktinerkloster gegründet wurde. Um dieses geistliche Zentrum entwickelte sich allmählich eine Siedlung, die um 1170 das Stadtrecht erhielt. Ihre geografische Lage war dabei alles andere als zufällig gewählt: Chemnitz lag günstig zwischen dem Erzgebirge und dem nördlich gelegenen Leipziger Tiefland, eingebettet in ein Netz von Handelsstraßen.

Der wirtschaftliche Aufschwung der frühen Stadt war eng mit dem Erzgebirge verknüpft, nicht nur durch die Silber-, Zinn- und Kobaltvorkommen, sondern auch als treibende Kraft für das Handwerk. Während das nahegelegene Freiberg ein Zentrum des Bergbaus wurde, entwickelte sich Chemnitz zunehmend als Ort der Verarbeitung und des Handels. Im Spätmittelalter

war die Stadt berühmt für ihre Tuchherstellung. Schon 1357 erhielt Chemnitz das sogenannte Bleichprivileg: eine königliche Sondererlaubnis, Textilien auf dem städtischen Bleichanger zu behandeln und damit die Qualität sächsischer Stoffe sichtbar zu erhöhen. Das war ein Meilenstein, der den Ruf von Chemnitz als Textilstadt über Jahrhunderte prägen sollte.

Im 16. und 17. Jahrhundert nahmen Handelsverbindungen mit Nürnberg, Leipzig, Frankfurt und mit Regionen im heutigen Italien zu. Dabei entwickelten sich spezialisierte Gewerbe wie Leinenweberei, Wollverarbeitung und Färberei. Die Produkte wurden zunehmend für überregionale Märkte hergestellt, ein Zeichen früher protoindustrieller Arbeitsteilung. Auch die Zahl der sogenannten »Hausweber«, die in Heimarbeit tätig waren, stieg kontinuierlich, ganze Stadtteile lebten von der Textilherstellung. Chemnitz wurde zu einem Knotenpunkt textilen Wissens: Drucktechniken wurden perfektioniert, Farben aus natürlichen Pigmenten hergestellt, Rezepturen von Generation zu Generation weitergegeben.

Schon im 18. Jahrhundert war Chemnitz ein dynamisches Gewerbezentrum. Die aufkommende Baumwollverarbeitung, zunächst auf Handspindeln, später mit von Tieren oder Wasser betriebenen Spinnrädern, war ein technologischer Vorbote der industriellen Umwälzung. Zwischen 1699 und 1731 verdoppelte sich die Zahl der jährlich gefertigten Gewebestücke von knapp 19.000 auf über 41.000 – ein Vorbote der Skalierung, die die spätere maschinelle Textilproduktion ermöglichen sollte.

Was sich in dieser Zeit entwickelte, war nicht nur eine ökonomische Infrastruktur, sondern auch eine kulturelle. Noch bevor sich in Chemnitz der erste Dampfmaschinenkolben regte, war bereits jene Atmosphäre entstanden, die die Stadt später zum »sächsischen Manchester« machte: geprägt von Arbeit, Organisation und einem tief verwurzelten Verständnis von Produktion als Identität.

## Chemnitz als Industriestadt – Aufstieg zum »sächsischen Manchester«

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich Chemnitz in rasantem Tempo von einer wohlhabenden Handelsstadt zu einem der bedeutendsten Industriezentren Deutschlands. Dieser Wandel veränderte das Stadtbild, die soziale Struktur und das Selbstverständnis seiner Bewohner grundlegend. Während andernorts die Industrielle Revolution zögerlich Einzug hielt, zählte Chemnitz zu den Vorreitern.

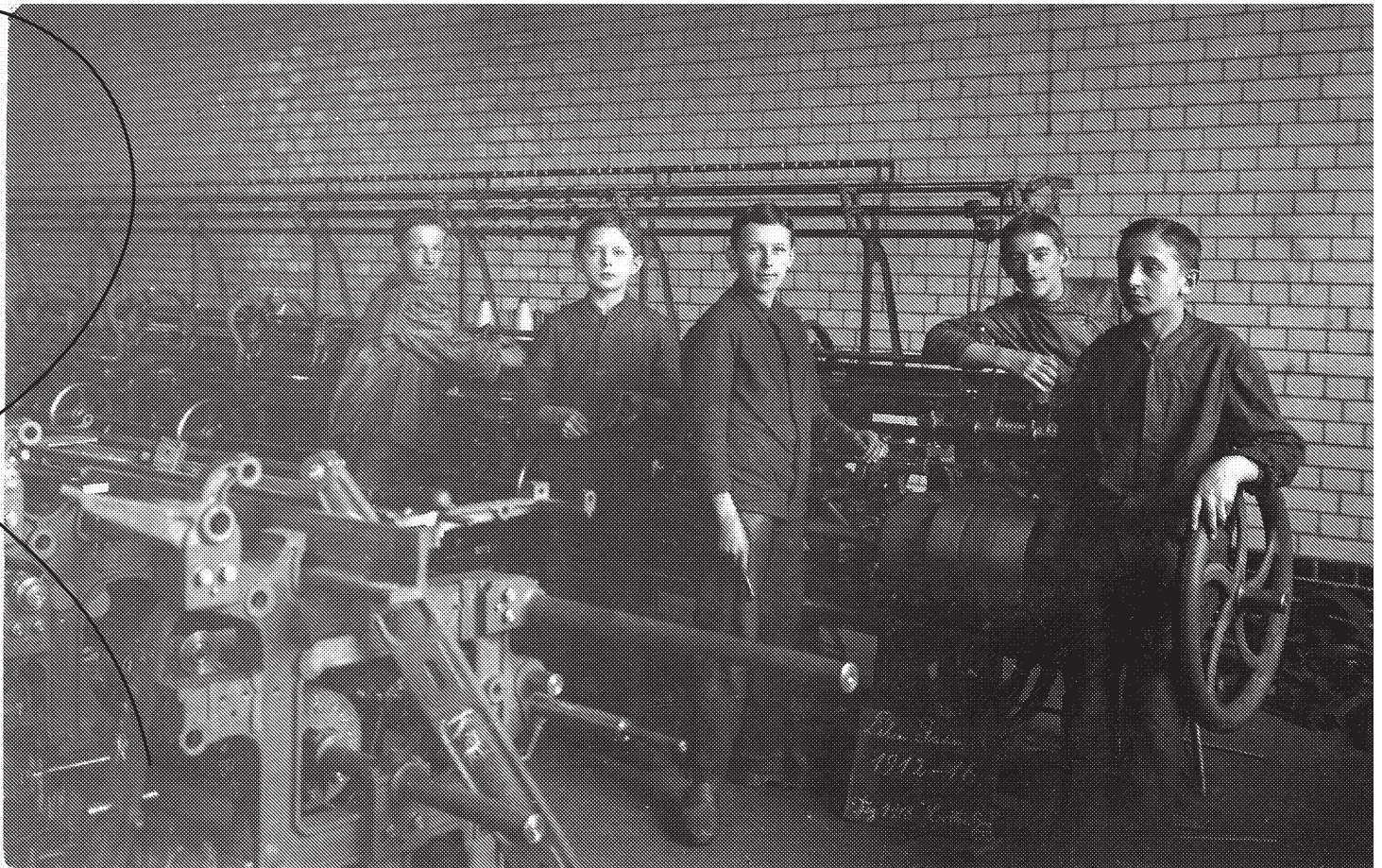
Ein entscheidendes Jahr war 1798: In Harthau, einem heutigen Stadtteil von Chemnitz, nahmen die Brüder Carl und Ludwig Bernhard Sachsens erste mechanische Spinnerei in Betrieb. Sie hatten sich englisches Know-how gesichert, ein waghalsiges Unterfangen, denn das

Vereinigtes Königreich verbot damals die Ausfuhr industriellen Wissens. Der britische Maschinenbauer und Entwickler Evan Evans war mit ihrer Hilfe nach Sachsen gekommen. Mit seiner Unterstützung wurde in Harthau eine Spinnmühle mit Wasserkraftantrieb und maschinellen Spindeln aufgebaut, ein technisches Wunder, das selbst Goethe bei einem Besuch im Jahr 1810 beeindruckte.

Mit dieser frühen Fabrik begann die eigentliche Industrialisierung von Chemnitz. In den folgenden Jahrzehnten entstanden Dutzende weiterer Spinnereien, Färbereien und Webereien. Zunächst etwas außerhalb des Stadtgebiets, weil die Flüsse dort aus dem Erzgebirge kommend für genug Wasserkraft sorgten. Die Dampfmaschine hielt ab den 1830er Jahren Einzug in Chemnitz und machte die Fabriken unabhängig von der Wasserkraft. In der Folge entstanden zunehmend auch Fabriken in der Stadt. 1840 wurde mit dem Bau der ersten Dampfmaschine in der Maschinenfabrik von Richard Hartmann ein weiterer Meilenstein erreicht. Hartmann, ein gelernter Zeugschmied aus dem Elsass, war 1832 in die Stadt gekommen und entwickelte sich rasch zum größten Unternehmer der Region. Seine Maschinenfabrik stellte neben Textilmaschinen und Werkzeugmaschinen auch Dampflokomotiven her. Die erste Lok »Glückauf« wurde 1848 fertiggestellt und bis 1929 verließen 4.612 Lokomotiven das Werk. Der Erfolg brachte Richard Hartmann den Beinamen »Sächsischer Lokomotiv-König« ein. Chemnitz war nun nicht nur Stadt der Textilien, sondern auch Stadt der Maschinen.

Der Beiname »sächsisches Manchester« wurde im Jahr 1859 durch den Schriftsteller und Arzt Berthold Sigismund geprägt. In einem seiner Texte verglich er die Stadt mit dem britischen Industriestandort und schrieb weiter: »...in Chemnitz sowohl als in der Umgegend walten die Fabrikgebäude vor...«. Die Bezeichnung bezog sich auf die Vielzahl dampfender Schornsteine, schätzungsweise 300 bis 400 zur Hochphase der Industrialisierung, und das damit verbundene Bild von Rauch, Maschinen und industrieller Dominanz. Während der Vergleich auch auf die sozialen Herausforderungen der rasanten Urbanisierung hinwies, drückte er zugleich einen gewissen Stolz aus: Chemnitz konnte mit Städten wie Manchester technologisch mithalten, vor allem dank Firmen wie Richard Hartmanns Sächsischer Maschinenfabrik oder Johann Zimmermanns Werkzeugmaschinenfabrik.

Der Aufstieg hatte seinen Preis. Die Arbeitskräfte, die all diese Maschinen bedienten, kamen zu großen Teilen aus dem Umland. In der Textilbranche waren es oft Frauen, die an den Spinnmaschinen arbeiteten, Kinder übernahmen Hilfsarbeiten. Die Arbeitszeiten waren lang, meist zwischen 12 und 14 Stunden täglich, bei nur einem freien Tag in der Woche. Maschinenlärm, schlechte Luft, Hitze und der Umgang mit Chemikalien führten zu häufigen Verletzungen, Erschöpfung und Krankheiten. Kinderarbeit war üblich, wurde jedoch 1861 eingeschränkt, zumindest in den Fabriken. Denn



Lehrlinge der Schubert & Salzer Maschinenfabrik AG Chemnitz, 1913; Foto: Industriemuseum Chemnitz, Fotograf unbekannt



Arbeiter beim Schleifen von Temperguss-Teilen, VEB Stahlgießerei Karl-Marx-Stadt, 1965; Foto: Industriemuseum Chemnitz, Fotograf unbekannt

viele Jungen waren aufgrund der harten Arbeitsbedingungen nicht mehr militärtauglich. In der Landwirtschaft und im Bereich der Heimarbeit war es jedoch nach wie vor üblich, dass die Kinder eingebunden wurden.

Frauen hatten es besonders schwer. Sie trugen nicht nur die doppelte Last von Erwerbsarbeit und Haushalt, sondern galten in vielen Betrieben als »flexibel einsetzbar«, ein Euphemismus für geringe Löhne und schlechte Absicherung. Gleichwohl waren sie ein Rückgrat der Textilindustrie. Während Männer zunehmend im Maschinenbau arbeiteten, dominierten Frauen die Websäle. Ihre Kleidung, einfache, robuste Kleider oder Kittel, war Ausdruck eines funktionalen Selbstverständnisses.

Auch die Wohnverhältnisse spiegelten die industrielle Umwälzung wider. In den neu entstehenden Arbeitervierteln, wie dem Sonnenberg, lebten Familien in beengten Verhältnissen. »Schlafgänger«, Männer, die nur ein Bett für die Nacht (oder den Tag) mieteten, waren keine Seltenheit. Gleichzeitig wurden viele Fabrikantenvillen gebaut, und zwar dort, wo der Wind den Rauch der Schornsteine seltener hin wehte. Stadtplanung war ein Spiegel sozialer Trennung.

Mit den zunehmend prekären Arbeitsbedingungen wuchs auch der Widerstand unter den Arbeiterinnen und Arbeitern. Der größte Streik in Chemnitz fand im Herbst 1871 statt, als etwa 8.000 Arbeiter, vor allem aus der Maschinen- und Metallindustrie, für einen 10-Stunden-Arbeitstag demonstrierten. In der Textilindustrie gab es ebenfalls einen bemerkenswerten Arbeitskampf: 1883 gelang es den Beschäftigten der Chemnitzer Actienspinnerei, angeführt von Ernestine Minna Simon, im wohl größten deutschen Streik dieser Art Verbesserungen bei Pausenregelungen und Arbeitsbedingungen durchzusetzen. Der Streik endete nach knapp drei Wochen mit Teilerfolgen – ein Zeichen wachsender Organisation und des politischen Bewusstseins der Arbeiterinnen und Arbeiter.

Diese Arbeitskämpfe förderten die Entstehung einer lebendigen sozialen Bewegung in Chemnitz, die systematisch Arbeiterinteressen artikuliert. In den Kaiserjahren folgte eine Welle sozialer Reformen: 1883 trat das Krankenversicherungsgesetz in Kraft, 1884 folgte das Unfallversicherungsgesetz, die Grundlagen der heutigen Sozialversicherungen. Die Stärke der Arbeiterbewegung in Städten wie Chemnitz beförderte die Durchsetzung dieser Gesetze.

Die Bedeutung der Industrie wuchs weiter. Im frühen 20. Jahrhundert war Chemnitz eine der reichsten Städte Deutschlands. Firmen wie Haubold, Schönherr und Union exportierten weltweit. Der Erste Weltkrieg brachte jedoch Produktionsumstellungen und Verluste, die 1920er Jahre waren geprägt von Hyperinflation und Arbeitslosigkeit. In der NS-Zeit wurde die Industrie für Rüstungszwecke instrumentalisiert. Nach 1945 begann ein neues Kapitel: Chemnitz wurde zu Karl-Marx-Stadt und Zentrum der industriellen DDR-Wirtschaft. Die Stadt war führend im Maschinen-, Werkzeugmaschinen- und Textilmaschinenbau. Betriebe wie der VEB Werkzeugmaschinenkombinat »Fritz Heckert« Karl-Marx-Stadt oder der VEB Spinnereimaschinenbau prägten die Stadt. Hochspezialisierte Produktion machte die Region zu einem Rückgrat der DDR-Industrie. Zugleich war die Stadt ein Symbol für sozialistische Industrialisierung, sichtbar im Namen »Karl-Marx-Stadt« und im markanten Marx-Monument. Die industrielle Ausrichtung bestimmte das Leben und Stadtbild bis zum Umbruch 1989.

Doch die Spuren des 19. Jahrhunderts blieben: in Straßennamen, in alten Fabrikgebäuden, in den Geschichten der Familien, deren Vorfahren an Spindel und Schraubenschlüssel die Moderne mitgeformt hatten.

## Textilindustrie in Chemnitz

Die Textilindustrie war nicht nur der Ursprung der industriellen Entwicklung von Chemnitz, sondern blieb über Jahrhunderte ein Motor wirtschaftlicher, sozialer und gestalterischer Innovationen. Schon im 18. Jahrhundert war Chemnitz ein bedeutender Standort für Leinenweberei und Kattundruck, Techniken, die nicht nur ökonomisch bedeutsam waren, sondern auch eine frühe Form von Design darstellten. Die Wahl von Farben, Mustern und Stoffen war Ausdruck regionaler Geschmacksbildung, lange bevor der Begriff »Mode« in seinem heutigen Sinne verwendet wurde.

Mit dem Aufkommen mechanisierter Spinnereien wurde Chemnitz im 19. Jahrhundert zur Textilmetropole: Baumwolle, Schafwolle, später Kunstfasern – sie alle wurden in den Fabriken der Stadt verarbeitet. Ein Symbol dieser Entwicklung war die zunehmende Spezialisierung: Kammgarnspinnereien, Webereien, Färbereien, Strickereien. Chemnitz entwickelte eine vertikale Produktionsstruktur, in der alle Schritte vom Rohstoff bis zum fertigen Kleidungsstück vor Ort stattfanden.

Mit der Gründung der DDR wurde diese Struktur verstaatlicht. Betriebe wurden zu sogenannten Volkseigenen Betrieben (VEB) und Kombinatzen zusammengefasst. In Chemnitz bzw. Karl-Marx-Stadt waren das zum Beispiel VEB Kombinat Baumwolle, VEB Kombinat Trikotagen, VEB Kombinat Technische Textilien, VEB Kombinat Textima oder VEB Webstuhlbau. In Bezug auf Arbeitskleidung ist der VEB Bekleidungswerke Falkenstein im Vogtland zu erwähnen. Hier wurde Arbeitskleidung im großen Stil produziert: für die Industrie, die Landwirtschaft, das Handwerk. Der klassische



Arbeiterin mit Schürze, VEB Sachsenwerk Radeberg, um 1960; Foto: Industriemuseum Chemnitz, Fotograf: Wolfgang Günter Schröter

»Blaumann«, ein robuster, einteiliger Arbeitsoverall aus Baumwolle, wurde zur Uniform vieler Arbeiter und Arbeiterinnen. Er war praktisch, funktional und sorgte für Schutz.

Auch modische Bekleidung und Heimtextilien wurden in Karl-Marx-Stadt produziert. Design spielte eine Rolle, nicht primär im westlichen Sinne von Individualität, sondern als Mittel zur Erfüllung von Bedarfsplänen, Exportorientierung und ästhetischer Erziehung. Die Hochschule für industrielle Formgestaltung Halle (heute Burg Giebichenstein Kunsthochschule Halle) und das Forschungsinstitut für Textiltechnologie Karl-Marx-Stadt (FIFT) beeinflussten die Gestaltung der Kleidung ebenso wie praktische Überlegungen: Was ist gut waschbar, reparierbar und ressourcenarm herstellbar? Welche Materialien erfüllen die Ansprüche bestimmter Tätigkeiten?

Die politische Wende 1989/90 brachte einen dramatischen Umbruch. Die VEB wurden abgewickelt oder privatisiert, nicht immer erfolgreich. Die Textilindustrie brach beinahe vollständig ein. Tausende verloren ihre Arbeitsplätze. Die traditionsreiche Industrie musste neu erfunden werden.

Die Technische Universität Chemnitz sowie das Sächsische Textilforschungsinstitut (STFI) fördern eine moderne, technologieorientierte Entwicklung der Textilindustrie. Hier entstehen sogenannte Smart Textiles: Kleidung, die leuchtet, wärmt, misst, kommuniziert – Sensorik in medizinischen Textilien, Funktionsstoffe für Feuerwehr- oder Militärkleidung oder textile Bauelemente. Textilien sind mehr als Kleidung. Die Herstellung technischer Textilien spielt eine immer größere Rolle in der Region.

Auch im Bereich Nachhaltigkeit tut sich etwas. Initiativen wie »UNDO YARN« oder »Buntmacher\*innen« aus Chemnitz experimentieren mit Second-Hand, Upcycling und Kreislaufwirtschaft. In Limbach-Oberfrohna bei Chemnitz fertigt die Firma »Güldi Moden« Arbeitskleidung

mit besonderem Augenmerk auf Passform, Hautverträglichkeit und gender-neutrales Design. Insbesondere in der medizinischen Bekleidung werden zunehmend Chips integriert, die eine automatische Lager- und Bestandsverwaltung sowie die Nachverfolgung von Nutzungszyklen ermöglichen. Hier trifft textile Tradition auf zukunftsweisende Technologie.

## Transformation und Deindustrialisierung – Abschied vom Maschinenzeitalter?

Mit dem Ende der DDR begann in Chemnitz ein beispielloser Strukturwandel, der die Stadt in ihren Fundamenten erschütterte. Was über Generationen als Rückgrat der Region galt – Maschinenbau, Textilindustrie, Großbetriebe mit tausenden Beschäftigten – löste sich binnen weniger Jahre auf. Die Treuhandanstalt, zuständig für die Privatisierung der DDR-Wirtschaft, übernahm ab 1990 auch in Chemnitz hunderte Betriebe. Nicht wettbewerbsfähige Betriebe wurden geschlossen. Das industrielle Herz der Stadt bekam Risse.

Der industrielle Niedergang war nicht nur eine wirtschaftliche, sondern auch eine soziale Krise. Zwischen 1990 und 1995 verloren tausende Beschäftigte ihren Arbeitsplatz. Allein im Maschinenbau wurden 37.000 Stellen abgebaut. Die Arbeitslosenquote stieg rapide, viele Menschen verließen die Stadt, andere blieben resigniert zurück. Stadtteile wie der Sonnenberg oder Altchemnitz, einst belebte Quartiere von Arbeitern/innen und Handwerker/innen, verfielen zusehends. Die Produktionshallen der Textil- und Maschinenbauindustrie standen leer, Fenster eingeschlagen, Dächer undicht, Zukunft ungewiss.



Kittelschürze, VEB Wattana Waldenburg, um 1980  
Foto: Industriemuseum Chemnitz; Fotografin: Carola Hütcher



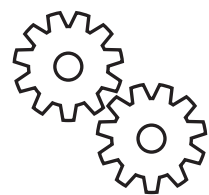
Latzhose, VEB Kombinat Textima Karl-Marx-Stadt, um 1990  
Foto: Industriemuseum Chemnitz; Fotografin: Carola Hütcher

Doch auch in dieser Phase entstand Neues, oft aus der Not, manchmal aus einer Vision heraus. Viele Industriedenkmäler konnten gerettet werden. Ein Vorzeigebauwerk der Stadt ist die Schönherrfabrik. Mit dem VEB Webstuhlbau produzierte hier in den 1980er Jahren eines der größten Unternehmen der Stadt und beschäftigte 1.700 Mitarbeitende. Nach 1990 kam es zu Massenentlassungen und 1993 endete die Produktion. Ein Jahr später übernahm die Ventana GmbH aus Wien das Areal und entwickelte gemeinsam mit der Stadt Chemnitz ein Nutzungskonzept. Der zwischen 1829 und 1928 gebaute Altbestand wurde ab 2000 in elf Bauabschnitten saniert und vermietet. Das größte Umnutzungsprojekt in Chemnitz erstreckt sich über beeindruckende 53.000 m<sup>2</sup> und ist sachsenweit beispielgebend. Aktuell sind über 110 Firmen ansässig und beleben das Areal, darunter die Firmen Mr. Snow, ein Hersteller von innovativen textilen Skipisten, und BASEG, die im Bereich der Werbung Textilien einsetzen.

Im heutigen Spinnbau, ehemals Teil der Sächsischen Maschinenfabrik vormals Richard Hartmann AG und später Stammsitz des Kombinate Textima, wurde bis 1996 produziert. 2013 kaufte ein privater Investor das Gelände und revitalisierte es mithilfe einer EU-Förderung. Heute gibt es eine Bar mit Swimmingpool, eine Boulderhalle, die inzwischen eigene Kletterelemente herstellt und weltweit vertreibt und eine Zweigstelle der Sächsischen Sozialakademie. Seit 2021 dient der Spinnbau zudem als Interim für Schauspiel und Figurentheater des Städtischen Theaters Chemnitz.

Im ehemaligen Verwaltungsgebäude der Sächsischen Maschinenfabrik vormals Richard Hartmann AG, befindet sich heute die Verwaltung der Polizeidirektion und in einer Maschinenhalle das Besuchscenter der Kulturhauptstadt Europas Chemnitz 2025. Die Werkzeugmaschinenfabrik von Johann Zimmermann wurde nach der Insolvenz in den 1920er Jahren abgerissen. An ihrer Stelle steht seit 1930 das Stadtbad, ein Architekturbeispiel für das Neue Bauen. Dies zeigt, dass Transformation zwar unterschiedlich intensive Phasen durchläuft, jedoch permanent stattfindet.

Chemnitz ist heute ein bedeutender Wirtschaftsstandort im Osten Deutschlands, geprägt von industrieller Tradition und moderner Innovationskraft. Die Stadt hat sich erfolgreich zu einem vielseitigen Technologie- und Produktionsstandort entwickelt. Dabei spielen sowohl global agierende Unternehmen und Mittelständler als auch dynamische Start-ups eine zentrale Rolle.



Ein Beispiel für moderne Hochtechnologie ist NILES-SIMMONS-HEGENSCHEIDT, ein weltweit agierender Hersteller von Werkzeugmaschinen für die Automobil-, Bahn- und Luftfahrtindustrie mit Hauptsitz in Chemnitz. Auch der Hightech-Betrieb scia Systems, ein »Hidden Champion« im Bereich der Oberflächenbearbeitung für Halbleiter und Optoelektronik, zeigt die technologische Exzellenz des Standorts. Weitere Beispiele sind Siemens, die in Chemnitz Automatisierungstechnik produzieren, sowie das Motorenwerk von Volkswagen. Neben der Industrie wächst auch der IT- und Start-up-Sektor. Mit dem Softwareunternehmen Staffbase, das die Mitarbeiterkommunikation digitalisiert und mit dem »Unicorn«-Status internationale Aufmerksamkeit erlangt hat, beweist Chemnitz Innovationskraft jenseits der Produktion. Wichtige Impulse liefert die Technische Universität Chemnitz, die eng mit der Wirtschaft vernetzt ist. Programme wie SAXEED fördern Ausgründungen von Studierenden und Forschenden. Das Technologie Centrum Chemnitz (TCC) bietet Büro- und Produktionsräume und fördert die Kooperation zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Start-ups.

Chemnitz steht damit heute für intelligente Industrie, zukunftsweisende Technologien und eine lebendige Gründerszene, regional verankert und global vernetzt. Dieser Wandel verlief nicht reibungslos. Die Identität als Arbeiterstadt, als Ort von Technik und Produktion wurde durch leerstehende Fabriken und hohe Arbeitslosenzahlen in Frage gestellt. Das kratzte am Selbstbewusstsein der Chemnitzerinnen und Chemnitzer. Chemnitz nicht nur als »ehemalige Industriestadt«, sondern als Ort der Transformation zu sehen, mit einer Chance sich neu zu erfinden, war und ist ein Prozess. Der Titel »Chemnitz Kulturhauptstadt Europas 2025« kann diese Entwicklung bestärken.

Noch ist nicht alles gelungen. Viele Gebäude stehen leer, Fördermittel sind begrenzt, die demografischen Herausforderungen bleiben groß. Doch die Industrielandschaft von Chemnitz zeigt heute eine bemerkenswerte Vielfalt.

## Arbeitskleidung – Vom Schutzzanzug zur Streetwear

Arbeitskleidung ist viel mehr als nur Stoff zum Schutz. Sie ist Ausdruck sozialer Rollen, ein Spiegel technologischer Entwicklung und manchmal auch unfreiwillig Mode.

Die Geschichte der Arbeitskleidung ist eng mit der Industrialisierung verknüpft. Als in Fabriken plötzlich Maschinen mit enormer Kraft im Einsatz waren, stiegen auch die Risiken für die Arbeitenden. Kleidung musste nicht mehr nur warmhalten, sondern schützen: vor Hitze, Schmutz, Ölen oder rotierenden Teilen. Das verlangte robuste Stoffe, langärmelige Hemden, enge Ärmelabschlüsse und keine losen Bänder. Jede Falte konnte gefährlich sein.

Der Blaumann, heute ikonisches Symbol der Arbeiterklasse, trat im späten 19. Jahrhundert auf den Plan. Der Name stammt von der tiefblauen Farbe des Baumwollstoffes, gefärbt meist mit Indigo. Er wurde zur Standardkleidung für Produktionsberufe: ein Overall mit Taschen, Reißverschluss oder Knöpfen, manchmal auch ein Zweiteiler. Auch in Chemnitz gehörte der Blaumann zum Straßenbild. Seine Einheitsoptik spiegelte auch die kollektive Identität.

Doch schon zuvor gab es funktionale Arbeitskleidung, auch wenn sie nicht so genannt wurde. Die einfache Schürze der Weberin, der Kittel des Färbers, die Lederschürze des Schmieds, allesamt Kleidungsstücke mit hohem Gebrauchswert. Sie unterlagen bestimmten Codes: Farbe, Länge und Material zeigten Zugehörigkeit und Aufgabe. In vielen Berufen entstanden sogar informelle Uniformen, lange bevor Unternehmen Corporate Fashion einführten.

In der DDR wurde Arbeitskleidung nicht als Mode, sondern als Mittel der Rationalisierung verstanden. Kleidung wurde zentral geplant, normiert, verteilt. Sie erlaubte, politisch gewünscht, keine große Individualisierung. Die Arbeiterinnen und Arbeiter sollten funktional gekleidet, verlässlich und identifizierbar sein. Doch auch innerhalb solcher Systeme entstanden Spielräume: private Veränderungen, selbstgenähte Taschen, Tücher, versteckte Applikationen. Kleidung wurde »personalisiert«, ohne sich der Funktionalität zu entziehen.

Heute hat sich das Verhältnis zwischen Uniformierung und Individualität stark verschoben. In vielen Branchen wird auf Kleidung mit Corporate Identity gesetzt. Logos, Farbwelten und Schnitte werden strategisch eingesetzt, um Unternehmen visuell zu repräsentieren: der Bäcker, der aussieht wie ein freundlicher Küchenchef, die Flugbegleiterin, deren Uniform Seriosität und Sicherheit kommuniziert, der Paketbote, dessen sportlicher Look Beweglichkeit signalisiert. Gleichzeitig lockern sich Dresscodes bei der Arbeit oder lösen sich im Homeoffice komplett auf.

Einige Arbeitskleidungsstücke haben einen bemerkenswerten Weg in den Alltag oder gar auf den Laufsteg zurückgelegt. Das klassische T-Shirt, heute kaum wegzudenken, war ursprünglich Teil der Uniform der US-Marine. Die Jeans, die »Rebellenhose«, wurde Mitte des 19. Jahrhunderts von Levi

Strauss für Goldgräber entwickelt, weil sie robust, günstig und reparierbar war. Der Hoodie stammt aus den 1930er Jahren und wurde von der Firma Champion für Kühlhausarbeiter entworfen. Und die Bomberjacke, heute ein Klassiker der Streetwear, war ursprünglich eine Fliegerjacke für Piloten im Zweiten Weltkrieg. In der DDR war es das gestreifte Fleischerhemd, mit dem sich Folkies und Jugendliche vom Einheitslook abgrenzten.

Diese Kleidungsstücke wurden durch Subkulturen zur Populärkultur. Vor allem Jugendliche griffen auf Arbeitskleidung zurück, weil sie billig, funktional und dabei zugleich Ausdruck von Anti-Establishment war. Kleidung aus der Arbeiterwelt wurde zum Symbol für Authentizität, Stärke und Widerstand. Aus dem Blaumann wurde ein Statement, aus Stahlkappenschuhen ein Modeaccessoire.

Es lohnt sich ein differenzierter Blick auf die Begriffe. Arbeitskleidung ist nicht gleich Arbeitskleidung. Man unterscheidet drei Kategorien: Dienstkleidung, Berufskleidung und Schutzkleidung. Dienstkleidung ist vom Arbeitgeber vorgeschrieben, dient der Identifikation mit dem Unternehmen und lässt kaum Spielraum, etwa bei Polizei, Bahn oder Gastronomie. Berufskleidung folgt funktionalen Kriterien und ist in der Ausgestaltung flexibler: etwa Kochjacken, Laborkittel oder Bankkostüme. Schutzkleidung wiederum ist gesetzlich vorgeschrieben und muss konkrete Sicherheitsstandards erfüllen, von Warnwesten bis zu chemikalienresistenten Anzügen. Diese Kleidung erfüllt instrumentelle (Schutz), soziale (Zugehörigkeit) und individuelle (Wohlgefühl) Funktionen. Sie zeigt, was jemand tut, aber auch, wer jemand ist oder sein möchte.

Und Kleidung spricht, auch ohne Worte. Sie strukturiert Rollen, Erwartungen, Interaktionen. Wer eine Uniform trägt, wird anders behandelt als jemand in Freizeitkleidung. Wer einen Anzug trägt, signalisiert Seriosität und Verantwortung, ob bewusst oder unbewusst. Diese codierten Signale sind tief in unserer Kultur verankert. Ein besonderer Aspekt ist sogenannte »Corporate Fashion«: Hier wird Kleidung zum Kommunikationsinstrument des Unternehmens. Mitarbeitende werden zur »Visitenkarte«, nicht nur durch ihre Leistung, sondern durch ihr Erscheinungsbild. Kleidung suggeriert Zuverlässigkeit, Kompetenz, Nähe, aber auch Distanz, Professionalität oder Exklusivität.

Doch Kleidung ist auch ein Ort des Widerstands. Wer aus der Rolle fällt, wer »nicht dazu passt«, wer sich dem Kleidercode verweigert, fällt auf und zeigt, dass Mode immer auch eine Frage der Macht ist. So entsteht eine paradoxe Situation: Wir wollen dazugehören, aber wir wollen auch einzigartig sein. Mode löst dieses Dilemma mit dem Prinzip der Variation: gleiche Form, unterschiedliches Detail. Jeans bleibt Jeans, aber jeder trägt sie anders.

## Veränderung der Arbeit und Blick in die Zukunft – Zwischen Industrie und »New Work«

In keiner Epoche zuvor hat sich die Arbeitswelt so grundlegend gewandelt wie im ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhundert. Einstmals feste Strukturen, klar definierte Arbeitsplätze, eindeutige Hierarchien, geregelte Arbeitszeiten, lösen sich heute zunehmend auf. Digitalisierung, Automatisierung und Globalisierung prägen den neuen Alltag.

Die Entwicklung der Arbeitswelt lässt sich auch an der Kleidung ablesen. In der industriellen Produktion werden zunehmend Maschinen überwacht oder ergänzende Tätigkeiten ausgeführt. Die Schutzfunktion kann oft zugunsten der Bewegungsfreiheit und Bequemlichkeit zurücktreten. In Büros herrscht »Business Casual« und in Agenturen gehören kreative Outfits zum Alltag. Auch der Anzug verliert in vielen Branchen an Bedeutung. Arbeitskleidung wird komfortabler und nähert sich oft der Freizeitmode an.

Homeoffice und mobile Arbeit haben diesen Trend radikalisiert. Viele Berufstätige wechseln heute im Laufe eines Tages mehrfach die Kleidung, oder eben gar nicht mehr. Die Jogginghose ist salonfähig geworden. Für Videokonferenzen reicht gar die erwartete Oberbekleidung und alles außerhalb des Kamerawinkels ist nebensächlich. Das hat Folgen: Arbeit wird »entgrenzt«, ihre Zeichen werden weniger sichtbar, Identität diffuser. Früher bedeutete Arbeit: ein Arbeitsplatz, ein Chef, ein Zeitfenster. Heute ist Arbeit in vielen Bereichen ein flexibles, modulares Konzept. Projektteams arbeiten über Kontinente hinweg, Aufträge kommen kurzfristig, Laufzeiten sind befristet, durch mobiles Arbeiten verschwimmen Arbeit und Freizeit. Das Modell des »Wissensarbeiters«, geprägt durch Eigenverantwortung und Selbstorganisation, hat den klassischen Facharbeiter zwar nicht ersetzt, aber ergänzt.

Der Begriff »New Work« ist in aller Munde, doch nur wenige wissen, dass sein Begründer, Frithjof Bergmann (1930–2021), im sächsischen Weickelsdorf (heute Sachsen-Anhalt) geboren wurde. 1949 emigrierte er in die USA, wo er in den 1980er Jahren das Konzept einer neuen Arbeitskultur entwickelte: weniger entfremdete Lohnarbeit, mehr sinnstiftende Tätigkeit und Selbstverwirklichung. Es zielt darauf ab, Arbeit so zu gestalten, dass sie individuelle Potenziale entfaltet und soziale wie ökologische Verantwortung integriert.

Mit der Digitalisierung der Arbeit verändern sich nicht nur Prozesse, sondern auch Anforderungen an Kleidung. Sensorbasierte Arbeitskleidung, etwa in der Pflege oder Industrie, kann Vitaldaten messen, Belastung erkennen oder Bewegungen analysieren. Die Weiterentwicklung textiler Materialien wird in Chemnitz und Umgebung aktiv vorangetrieben, unter anderem am Fraunhofer-Institut für Werkzeugmaschinen und Umformtechnik (IWU), das gemeinsam mit Unternehmen wie CETEX Institut gGmbH und ATB GmbH an intelligenten textilen Systemen forscht. Oder von der Allianz Textiler Leichtbau, ein Verbund aus universitären und außeruniversitären Chemnitzer Forschungsinstituten. Das Sächsische Textilforschungsinstitut e.V. (STFI) arbeitet in den Bereichen Technische Textilien, Vliesstoffe, Textiler Leichtbau, Funktionalisierung, Recycling, Digitalisierung und Industrie 4.0. Neben der Forschung an Materialien entstehen auch neue Designansprüche: Kleidung muss beweglich, wandelbar, funktional sein, ohne auf modische Aspekte zu verzichten. Ob für Wissensarbeiter/innen oder Maschinenführer/innen, ob am Bildschirm oder am Fließband – Kleidung wird zunehmend Teil eines umfassenden »Work Designs«, das Körper, Raum und Technik in Einklang bringen soll.

Chemnitz steht in einem Spannungsfeld: einerseits geprägt durch eine industrielle Vergangenheit, andererseits konfrontiert mit dem demografischen Wandel, Fachkräftemangel und globalem Wettbewerb. Die Herausforderung liegt darin, die bestehenden Stärken Maschinenbau, Textiltechnik und Forschung, mit den Anforderungen einer digitalisierten Welt zu verbinden.

In Projekten wie dem Smart Systems Campus oder dem Gründungsnetzwerk SAXEED wird versucht, junge Talente in der Region zu halten. In Bildungseinrichtungen wird an neuen, interdisziplinären Qualifikationsprofilen gearbeitet. Das Kulturhauptstadtjahr 2025 wiederum kann Katalysator sein für neue Visionen, nicht nur in der Kultur, sondern auch in der Wirtschaft. Denn die Frage bleibt: Wie sieht die Arbeit der Zukunft aus und welche Rolle spielt Kleidung dabei? Wird der Blaumann ein digitales Interface? Ist der Hoodie ein Symbol flexibler Wissensarbeit? Wird Mode in der Arbeitswelt wieder stärker zum Ausdruck von Haltung, oder doch eher zur Uniform des globalen Marktes?

## Fazit – Kleidung zwischen Arbeit, Identität und Wandel

Kleidung ist nie nur Oberfläche. Sie schützt, sie formt, sie »spricht«. In Arbeitswelten ist Kleidung nicht nur ein funktionales Mittel. Sie ist Teil einer Kultur, eines sozialen Skripts, einer Geschichte, die sich auf dem Stoff abzeichnet. Der klassische Blaumann, die Schürze der Spinnerin, die Schweißerjacke, der Dienstanzug der Werkleitung, sie alle erzählten und erzählen von Hierarchie, Körperlichkeit, Risiko und Disziplin. Sie zeigten Zugehörigkeit, zur Branche, zur Klasse, zur Firma. Zugleich markierten sie die Grenze zwischen Beruf und Privatleben. Wer in der DDR morgens seinen Kittel überstreifte, betrat eine andere Welt: mit anderen Regeln, Pflichten, Gefahren. Die Kleidung war dabei nicht nur Mittel, sondern auch Medium. Der Stoff wurde zum Träger von Ideologie, Status, Kontrolle.

Doch auch jenseits der Werkhallen war Kleidung schon früh ein Spiegel der gesellschaftlichen Entwicklung. Im 19. Jahrhundert entstanden neben den Produktionsbetrieben auch spezialisierte Schneidereien und Färbereien. Dabei ging es nicht nur um Technik, sondern auch um Design. Im DDR-System war Mode einerseits staatlich geprägt, andererseits eine Möglichkeit der improvisierten Selbstentfaltung und des subversiven Ausdrucks, getragen von Pragmatismus, Mangel und dem Wunsch, Anderssein sichtbar zu machen. Heute, in einer postindustriellen Gegenwart, wandelt sich das Verhältnis von Kleidung und Arbeit erneut. Die klare Trennung zwischen Berufs- und Alltagskleidung verschwimmt. Kleidung wird hybrid: ein T-Shirt, das zugleich als sportlich, beruflich und privat gelesen werden kann. Arbeitskleidung wird zunehmend individualisiert und gleichzeitig reglementierter durch neue Anforderungen an Sichtbarkeit, Sicherheit, Hygiene oder Corporate Identity.

Kleidung zeigt, wie wir arbeiten, aber auch, wer wir sind. Sie ordnet, verbindet, trennt, und manchmal widerspricht sie auch. Die Designs der 18 Gestalterinnen und Gestalter des Projekts Metamorphosis of Workwear erzählen von der Geschichte der Industriestädte Chemnitz, Gabrovo, Łódź, Manchester, Mulhouse und Tampere. Gleichzeitig zeigen sie Möglichkeiten, wie Arbeit künftig aussehen könnte und regen dazu an über die eigene Arbeit und (Arbeits-)Kleidung nachzudenken.



# LITERATUR

Bundeszentrale für politische Bildung (Hrsg.), (2025): fluter, Ausgabe 95, Bonn.

Forschungsinstitut für Textiltechnologie Karl-Marx-Stadt (Hrsg.), (1962): FIFT-Mitteilungen, Berufsbekleidung, Arbeits- und Schutzbekleidung, Berufsuniformen. Karl-Marx-Stadt.

Gatterer, H., & Tewes, S. (2023): 13 Trends für die Zukunft der Arbeit. Frankfurt am Main: Zukunftsinstitut.

Grabowski, Reinhardt (Hrsg.) (2000): Wirtschaft, Innovation, Bildung: Beiträge zur Darstellung von 100 Jahren Industrie- und Wirtschaftsentwicklung in Sachsen. Dresden: Bildungswerk der Sächsischen Wirtschaft.

Jahn, R., & Nolten, A. (2018): Berufe machen Kleider: Die zweite Haut als Zeichen von Status, Macht und Zugehörigkeit. Göttingen: Wallstein.

Koelbl, H. (Hrsg.), (2012): Kleider machen Leute. Ostfildern: Hatje Cantz.

Kugler, L. (Hrsg.), (2011): Fashion Talks: Mode ist Kommunikation. Berlin: Birkhäuser.

Münch, Hans (1998): Industrielle Revolution in Sachsen. Erste Fabriken an der Chemnitz. Chemnitz: Stadtarchiv.

Viertel, Gabriele / Weingart, Stephan (2002): Geschichte der Stadt Chemnitz. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag.

Voigtmann, Joachim (Hrsg.), (2004): Sächsisches Industriemuseum, München/Berlin: Deutscher Kunstverlag.

# IMPRESSUM

Herausgeber: Industriemuseum Chemnitz,  
Zwickauer Straße 119, 09112 Chemnitz

Text: Almut Hertel

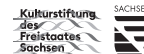
Lektorat: Ute Bochmann, Anett Polig

Gestaltung: Roger Lehner

Druck: Druckerei Friedrich Pöge e.K.

© Industriemuseum Chemnitz, 2025

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Veröffentlichung darf ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Herausgebers reproduziert, in einem Speichersystem gespeichert oder in irgendeiner Form oder auf irgendeine Weise übertragen werden.



Diese Maßnahme wird mitfinanziert durch Steuermittel auf der Grundlage des vom Sächsischen Landtag beschlossenen Haushaltes.

Finanziert durch die Europäische Union. Die geäußerten Ansichten und Meinungen sind jedoch ausschließlich die der Autoren und spiegeln nicht unbedingt die der Europäischen Union wider. Weder die Europäische Union noch die Förderbehörde können dafür verantwortlich gemacht werden.